

EDWARD HALLETT CARR: „WAS IST GESCHICHTE?“

(aus d. Engl. übers. von S. Summerer und G. Kurz), Stuttgart u.a.
 61981; ISBN 3-17-007127-0.

Online-Veröffentlichung des studentischen Projektseminars
 „ALTES, NEUES, GENIALES“; im Sommersemester 2016 erstellt
 unter **Mitarbeit** von David Schimon Aue, Salima Boukhedouni, Felix
 Krüger, Marius Lahme, Ina-Michaela Roth und Laura Tenbrock
 und **Redaktion** durch Christopher Folkens und Daniel Kaune

„Was ist Geschichte?“ – dieser essentiellen Frage nach dem Gegenstand und dem Sinn von Geschichtswissenschaft geht der britische Historiker Edward Hallett Carr in seinem gleichnamigen Werk nach. Basierend auf einer zwischen Januar und März 1961 gehaltenen Vorlesungsreihe an der Universität Cambridge erschien das Werk noch im selben Jahr unter dem Originaltitel „What is history?“ und avancierte schnell zum Standardwerk für Geschichtsschreibung und Methodik an britischen Universitäten. Mit fast einer viertel Million verkauften Exemplaren¹ erreichte es ein breites Publikum und gilt auch heute noch als einflussreichstes Buch in Großbritannien über historisches Denken im 20. Jahrhundert.² Was also, um mit Carr zu fragen, ist Geschichte? Und inwieweit trägt der Autor in seinem Werk zur Beantwortung dieser Frage bei? Ziel der folgenden Ausführungen soll es sein, neben einer prägnanten Inhaltswiedergabe auch das Wesentliche des Textes (auf Basis der Lesart und Diskussionsergebnisse des zugrundeliegenden Seminars „Altes, Neues, Geniales“) kritisch zu reflektieren. Zur Einordnung der Person und seines Werkes in den historischen Kontext seien zunächst grundlegende Informationen zur Biographie Carrs vorangestellt.

Geboren wurde Edward Hallett Carr 1892 in London. Nach seiner schulischen Ausbildung an der Merchant Taylors' School in London absolvierte er sein Studium der klassischen Altertumswissenschaften am Trinity College in Cambridge.³ Dem Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs entkam Carr aufgrund eines durch Krankheit geschwächten Herzens; stattdessen rekrutierte man ihn für den diplomatischen Dienst. Nach entsprechender Ausbildung trat er 1916 seinen Dienst im britischen Außenministerium an⁴: Als Verantwortlicher für den Güterverkehr während des Krieges über Schweden nach Russland kam Carr erstmals

in Kontakt mit Russland und der russischen Revolution – einem seiner späteren wissenschaftlichen Steckenpferde.⁵ Die Bühne der großen Politik betrat er dann als Mitglied der britischen Delegation bei den Pariser Friedensverhandlungen im Jahr 1919.⁶ Während er in der Zwischenkriegszeit weiterhin im Außenministerium tätig war, trat er 1936 vom diplomatischen Dienst zurück und wurde noch im selben Jahr an das University College of Wales in Aberystwyth als Professor für Internationale Politik berufen.⁷ Hier erlebte Carr die zweite weltgeschichtliche Katastrophe seines Lebens, den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im Jahr 1939. Er wurde zunächst in das britische Informationsministerium versetzt und arbeitete zwischen 1941 und 1946 für die *Times*, für die er bereits zuvor gelegentlich tätig war.⁸ Seine wissenschaftliche Laufbahn nahm Carr dann zwischen 1953 und 1955 am Balliol College in Oxford wieder auf – 1966 wurde er zu dessen Ehrenmitglied ernannt. Ab 1955 lehrte er als Professor für Geschichte am Trinity College in Cambridge.⁹ 1982 starb Edward Hallett Carr im Alter von 90 Jahren.¹⁰

Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit war zeit seines Lebens die russische Geschichte und Politik des 19. und 20. Jahrhunderts: Die Russische Revolution gab ihm – nach eigenen Aussagen – einen Sinn für Geschichte, den er nie wieder verlor.¹¹ Während er sich der Thematik in jungen Jahren als eifriger Biograph, u. a. von Dostojewski und Marx, annäherte, wurde insbesondere sein *opus magnum* zum Standardwerk. Seine 1944 begonnene und im Jahr 1977 durch den vierzehnten Band beendete Reihe *A History of Soviet Russia*, machte ihn zum „*first genuine historian of the Soviet Regime*“.¹² Mit seiner Studie *The Twenty Years' Crisis*, in der er die Internationalen Beziehungen zwischen 1919 und 1939 analysierte, lieferte der ehemalige Diplomat und „Berufspraktiker“ Carr eine der bis heute grundlegenden Studien in der Erforschung Internationaler Beziehungen.¹³ Darüber hinaus beschäftigte er sich stets kritisch mit der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und den Sichtweisen seiner Kollegen im Speziellen – ein weiterer Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Die zugrundeliegende

Vorlesungsreihe aus dem Jahr 1961 ist dabei zweifelsohne die berühmteste und kontroverseste Stellungnahme Carrs zu diesem Thema. Die folgende Darstellung stützt sich dabei auf die deutsche Übersetzung der 6. Auflage des Werkes aus dem Jahr 1981. Die zweite, überarbeitete und posthum veröffentlichte Ausgabe des Werkes aus dem Jahr 1987 findet im Rahmen der Darstellung keine Berücksichtigung.

...

Mit der titelgebenden, vermeintlich bedeutungslosen, doch aber – wie die folgenden Ausführungen zeigen werden – grundlegenden Frage, was denn Geschichte sei, eröffnet Edward Hallett Carr sein Werk.¹⁴ Immer wieder wird er uns die Frage in den sechs Kapiteln stellen – immer wieder werden wir eine weiterführende, auf den vorangegangenen Ausführungen basierende Antwort darauf bekommen. Das erste Kapitel seines Werks leitet Carr mit dem Widerspruch zwischen Positivismus und Skeptizismus ein: Während ersterer das 19. Jahrhundert noch als „das große Zeitalter der [objektiven] Tatsachen“ erscheinen ließ, stelle letzterer nun im 20. Jahrhunderts die Existenz einer objektiven geschichtlichen Wahrheit infrage. Aufgrund dieser widersprüchlichen Auffassungen vom Wesen der Geschichte könne man bei einem Antwortversuch auf die Frage „Was ist Geschichte?“ schon jetzt festhalten, dass dieser stets unsere Sichtweise auf die Zeit und Gesellschaft enthalte, in der wir leben.¹⁵ Ein zwar auf den ersten Blick triviales Zwischenfazit, das jedoch zum Kern des ersten Themas überleitet: „Der Historiker und seinen Fakten“¹⁶.

Im Gegensatz zur Annahme der Positivisten, dass dem Historiker ein objektiver Tatsachenfundus zu Verfügung stehe, handle es sich laut Carr bei den Quellen der Vergangenheit um historisches Rohmaterial. Dieses müsse zunächst erschlossen, daraufhin ausgewählt und damit erst zu historischen Ereignissen konstruiert werden. Die Genauigkeit des Historikers gegenüber seinen Fakten stelle dabei weniger eine Tugend, als vielmehr eine Pflicht dar. Die ausschließliche Orientierung an sogenannten „objektiven“ historischen Fakten sei hingegen ein großer Irrtum. Denn

„nicht alle Fakten der Vergangenheit [sind per se] historische Fakten“; der Historiker müsse das Rohmaterial durch Fragestellung und Interpretation erst zum Sprechen bringen.¹⁷ Der positivistische Faktenfetischismus komme demgegenüber der Überhöhung der (eigentlichen Quellen-)Inhalte gleich; bewusste und unbewusste, aktive und passive Überlieferungsprozesse werden dabei gänzlich ignoriert. Carr zufolge müsse ein Faktum der Vergangenheit zunächst durch einen Historiker für die Kategorie historischer Fakten vorgeschlagen werden. Indem man dann Anhänger und Nachahmer (s)einer historischen Darstellung findet, würden sie dann zu historischen Fakten. Denn erst der Prozess der Interpretation des Einzelnen sowie die darauffolgende kritische Überprüfung und Anerkennung durch Viele forme eine „Tatsache der Vergangenheit zu einer historischen Tatsache“.¹⁸

Damit ist klar: Geschichte ist immer zeitgenössisch und ihre Rekonstruktion „hängt von der empirischen Evidenz ab“, mit der der Historiker diesen Prozess vollzieht.¹⁹ Aus diesen Feststellungen leitet Carr dreierlei für den Historiker und seine Fakten ab: Erstens solle der Historiker sich für die Autoren, Editoren und Historiker interessieren, deren Dokumente und Werke er studiere, um den Kontext der Darstellung erfassen und in die Interpretation miteinbeziehen zu können. Zweitens könne er nur dann Geschichte schreiben, wenn er sich (irgendwie) in die Gedankenwelt jener Vergangenheit sowie der in ihr handelnden Personen hineindenkt, die im Fokus seiner Betrachtung stehen. Drittens müsse der Historiker sich bewusst sein, dass er eben nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart lebe, Geschichte folglich stets vom Verständnis der Gegenwart heraus erschließe. Die Aufgabe des Historikers bestehe somit darin, die Vergangenheit als „Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart [...] zu verstehen“ – sowohl den eigenen, als auch den vergangenen Zeitgeist müsse man reflektieren, deuten und verstehen lernen.²⁰

Im letzten Abschnitt des ersten Kapitels bündelt Carr seine vorigen Schilderungen indem er die eigentliche Kapitelüberschrift „Der Historiker und

seine Fakten" hin zur „Verpflichtung des Historikers gegenüber seinen Fakten" präzisiert: Über das Zusammentragen jeglicher verfügbarer Fakten zu „seinen Fakten" hinaus, müsse der Historiker mit dem gesammelten Material nicht nur sorgfältig umgehen und auf seine Richtigkeit achten, sondern auch in einen Dialog mit den Fakten eintreten. Erst die Wechselbeziehung von Lesen und Schreiben sowie die dazwischenstehende Interpretation mache Geschichte aus.²¹ Würde man versuchen, die Arbeitsschritte Faktensammlung und Interpretation voneinander zu trennen, verfallt man in eine von zwei Häresien: „Entweder schreibt man dann Scheren-und-Kleister-Geschichte ohne Sinn und Bedeutung oder man schreibt Propaganda oder Geschichtsromane"²². Entsprechend stehe der Historiker zu den Fakten seines Themas wie der Mensch zu seiner Umgebung: In einem kontinuierlichen Prozess des Austauschs und der Anpassung! Indem der Historiker Fakten und Interpretation stets abgleicht und anpasst – also liest und schreibt und schreibt und liest – durchlebt er einen einzigen Prozess der Erkenntnis. Es geht um Geben und Nehmen – um den „Prozeß der Wechselwirkung zwischen dem Historiker und seinen Fakten".²³

Doch – Was war zuerst da, die Gesellschaft oder das Individuum? Mit diesem – laut Carr – unlösbaren Henne-Ei-Problem eröffnet er sein zweites Kapitel²⁴, in dem er der Frage nach dem Einfluss der Gesellschaft auf den Historiker und dessen Arbeit nachgeht. Er plädiert dafür, Gesellschaft und Individuum keinesfalls voneinander entkoppelt sondern in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit zu betrachten. Denn bereits unmittelbar nach der Geburt werde jeder Mensch durch Sprache, familiäre Strukturen etc. in die ihn umgebende Gesellschaft integriert: „Das Individuum ohne Gesellschaft hätte [...] weder Sprache noch Gedanken."²⁵ In Bezug auf die historische Entwicklung bescheinigt Carr dabei zwar einen zunehmenden Grad an Individualisierung von primitiven hin zu modernen, fortgeschrittenen Gesellschaften. Dieser Vorgang sei jedoch „ein normaler Prozeß im Verlauf der Zivilisation"²⁶; weder hätten moderne Gesellschaften einen geringeren Einfluss auf das Individuum – er nehme nur komplexere Formen an

–, noch existiere ein Individuum außerhalb der Gesellschaft, wie es der von Carr kritisierte Kult des Individuums suggerieren will.

Inwieweit tragen diese Beobachtungen aber nun zur Beantwortung der Frage „Was ist Geschichte?" bei? Carr nimmt sie zum Anlass, um seine Geschichtsdefinition des ersten Kapitels zu überprüfen: Wie stark ist also der relative Einfluss der individuellen und gesellschaftlichen Elemente auf den Historiker der Gegenwart bzw. die Fakten der Vergangenheit?

Zunächst widmet er sich dem Historiker, der im Lauf der Geschichte mitmarschiere, wie in einem Prozessionszug. In dieser Prozession, die voranschreitet und sich gelegentlich rückwärts wendet, die nach links und rechts geht, bestimmt der Platz, den der Historiker einnimmt, seinen Blick auf die Vergangenheit.²⁷ Als Beispiele hierfür nennt er einerseits Theodor Mommsen, dessen Werk entscheidend von der deutschen Revolution von 1848/9 und deren Folgen geprägt worden sei. Andererseits will er im Falle von Friedrich Meinecke „drei verschiedene Meinecke"²⁸ erkannt haben, die von den Umwälzungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betroffen waren und jeweils das Sprachrohr anderer geschichtlicher Epochen seien. Man mag diese äußerst holzschnittartigen und lediglich auf die politische Sphäre bezogenen Kontextualisierungen von Carr zwar in Frage stellen, dennoch bleibt folgende Quintessenz: Schon ehe er Geschichte zu schreiben beginnt, sei der Historiker ein Produkt der Geschichte. Oder anders ausgedrückt: Das Werk des Historikers spiegele stets die Gesellschaft wieder, in der er lebt(e). Nur jener Historiker, der sich seiner sozialen und geschichtlichen Verhaftung bewusst sei, wäre laut Carr in der Lage, sich darüber zu erheben.²⁹

Nachdem er somit die eine Seite seiner Geschichtsgleichung, den Historiker der Gegenwart, behandelt hat, wendet er sich dem zweiten Element zu: Den Fakten der Vergangenheit. Dabei wirft Carr die Frage nach dem Gegenstand der Geschichtsforschung auf. Ist es das Verhalten der Einzelpersonen oder das Wirken sozialer Kräfte? Ersteres, also die Theorie, dass große Männer Geschichte machen, verbannt Carr ohne Umschweife

in die „primitiven Stadien des geschichtlichen Bewußtseins“.³⁰ Seiner Ansicht nach stehen sie nicht über der Geschichte und drängen sich ihr auf, sondern seien eine Verkörperung ihrer Zeit, wenn auch zugleich „Schöpfer der sozialen Kräfte“ jener Zeit.³¹ Dennoch würden sich solche Ansichten, wenn auch in neuem Gewand, auch im 20. Jahrhundert noch halten. Als Beispiel hierfür zieht er die britische Historikerin C. V. Wedgwood heran, die laut eigener Aussage das Verhalten der Menschen als Individuen interessanter findet, als deren Verhalten in Gruppen oder Klassen. Mit Blick auf die vorangegangenen Ausführungen Carrs wird die hier getroffene Unterscheidung hinfällig: Das Individuum ist für ihn „laut Definition Mitglied einer Gesellschaft“³² und somit nie isoliert davon zu betrachten. Zudem stört Carr sich an einer weiteren Aussage Wedgwoods. Ihrem Versuch, zu verstehen, wie die Protagonisten ihres Werkes „fühlten und warum sie ihrer eigenen Meinung nach so handelten wie sie handelten“³³, d. h. der Suche nach den bewussten Motiven ihrer Handlungen, entgegnet Carr auf zweierlei Wegen. Zum einen argumentiert er mit der „Sache der Zahl“.³⁴ Demnach seien nicht die Motive und Handlungen von einzelnen Individuen ausschlaggebend, sondern erst in gewissen Quantitäten würden selbige für die Geschichte bedeutsam. Die Motive und Handlungen der „großen Männer“ könnten ohne ihre Anhänger, d. h. ihren sozialen und geschichtlichen Kontext, nicht nachvollzogen werden. Zum anderen stellt Carr fest, dass die Taten von Individuen und deren Ergebnisse oftmals nicht in einem a priori beabsichtigten Zusammenhang stehen. Aufgrund dieser „Diskrepanz zwischen den Absichten des Individuums und den Folgen seiner Handlungen“³⁵ reicht es aus Sicht des Historikers nicht aus, die Erklärungen der Handelnden selbst über ihre Motive zu nutzen. Im Gegenteil: Mitunter können sie (völlig) belanglos sein! Carr wendet sich daher explizit an den Historiker, der die Aufgabe habe, die Hintergründe einer Tat zu erforschen.³⁶

Das Kapitel beschließt er dann, indem er seine Geschichtsdefinition des ersten Kapitels entsprechend der vorangegangenen Beobachtungen er-

weitert. Statt einem Dialog zwischen dem Historiker der Gegenwart und den Fakten der Vergangenheit sieht er nunmehr einen „Dialog, bei dem nicht abstrakte und isolierte Individuen, sondern die Gesellschaft von heute und die Gesellschaft von gestern als Gesprächspartner auftreten.“³⁷

Diskutiert man – wie Carr in seinen vorigen Ausführungen – die Stichworte „Geschichte“, „Gesellschaft“ und „Individuum“, so kommt man nicht umhin auch die „Moral“ in die Betrachtung miteinzubeziehen. Denn Geschichte sei stets „aufs engste mit den Fragen der Religion und Moral verbunden“³⁸, wodurch sie im Kanon der Wissenschaften jedoch eine Sonderstellung einnehme. Doch sei diese Klassifizierung, Geschichte sei keine Wissenschaft, einerseits falsch und nicht haltbar und andererseits (lediglich) ein terminologisches Problem der englischen Sprache, die zwischen *science* und *humanities* differenziert.³⁹ Dieser (fragwürdigen?) Beziehung zwischen „Geschichte, Wissenschaft und Moral“ widmet sich Carr in seiner dritten Vorlesung⁴⁰: Im Kern geht es Carr dabei zwar darum, fünf Thesen zu widerlegen, anhand derer man die Sonderstellung der Geschichte in den Wissenschaften festmachen könne⁴¹, doch leitet er seine Ausführungen zunächst mit einer kurzen Abhandlung der Entwicklung des Wissenschaftsbegriffs ein⁴².

Nach dem Siegeszug der induktiven Methode im 18. Jahrhundert habe man diese im folgenden Jahrhundert auf die neu entstandenen (Sozial-)Wissenschaften übertragen: Zuerst entlehnte man der Newton'schen Tradition die Idee der Gesellschaft als „Mechanismus“, später der Darwin'schen die Theorie eines gesellschaftlichen „Organismus“. Dank der Darwin'schen Revolution rückte somit zwar die Prozesshaftigkeit – die Dynamik von Wandlung und Entwicklung – in den Fokus der Wissenschaften. Doch hätten die Historiker die induktive Methodik der (Natur-)Wissenschaften dabei unreflektiert auf den Umgang mit ihren Fakten übertragen. Unter anderem habe man dabei die Ansicht übernommen, dass es Aufgabe jeden Wissenschaftlers sei, „durch Induktion [endgültig formulierte] Gesetze aus beobachtbaren Fakten abzuleiten“. Mittlerweile sei der Begriff

Gesetz jedoch durch das Konzept Hypothese abgelöst worden, da es die Prozesse der fachwissenschaftlichen Überprüfung („Bestätigung, Modifikation oder Ablehnung“) miteinschlieÙe.⁴³ Für die (Weiter-)Entwicklung der Wissenschaft(en) sei das einerseits entscheidend gewesen, da Hypothesen – im Gegensatz zu den Gesetzen – den Weg zu weiteren Forschungsfragen ebnen und damit das Verständnis fördern würden. Andererseits hänge die Gültigkeit einer Hypothese nun stärker von der Interpretation des Historikers ab, sodass die „Verpflichtung des Historikers gegenüber seinen Fakten“⁴⁴ sowie die kritische Überprüfung dieser Wechselbeziehung in den Vordergrund treten konnte. Die Hypothese trat als „unentbehrliches Rüstzeug des Denken“⁴⁵ somit neben die Interpretation. Die methodische Arbeit des Historikers bestehe folglich darin, Fakten und Interpretation wechselseitig aufeinander zu beziehen und ausgehend von einer fragmentarischen Hypothese weitere Thesen zu entwickeln.⁴⁶

Mit allem gebührenden Respekt, so Carr, wolle er sich im Folgenden nun jenen Argumenten widmen, die dagegen sprechen würden, dass es grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen den (Natur-)Wissenschaften und der Geschichte gebe. Insgesamt gebe es fünf Gründe: (1) Die Geschichte bezöge sich ausschließlich auf den Einzelfall, die Wissenschaft hingegen auf das Allgemeine; (2) Aus der Geschichte seien keine Lehren abzuleiten; (3) Man könne auf Basis der Geschichte keine Aussagen über zukünftige Geschehen treffen; (4) Die Geschichte sei per se subjektiv, da sich der Mensch selbst beobachte; (5) Im Gegensatz zur Wissenschaft schlieÙe die Geschichte Fragen der Religion und Moral mit in ihre Betrachtung ein. Ein Großteil der vorgestellten Einwände, so Carr, würde auf Missverständnissen beruhen, die er im Folgenden nun der Reihe nach diskutieren wolle.⁴⁷

Erstens interessiere der Historiker sich nicht per se für den Einzelfall, sondern – ausgehend von der (Einzel-)Fallstudie – vielmehr „für das Allgemeine im Einmaligen“. Dabei diene die Verallgemeinerung der (Einzel-)Erfahrung nicht nur zur Überprüfung der Ausgangsthese, sondern auch zur kritischen Überprüfung vergleichbarer Ge-

schehnisse. Man denke nur an stets wiederkehrende Begriffe wie Krieg oder Revolution; beide seien aus Einzelfällen abgeleitete Verallgemeinerungen. Ähnlich wie bei den (Natur-)Wissenschaften gehe es auch der Geschichte um das (untrennbare) Verhältnis von Einzelfall und Verallgemeinerung.⁴⁸ Zweitens sei das „Wesentliche bei einer Verallgemeinerung [...] der Versuch, von der Geschichte zu lernen“! Die Ausgangsthese, dass aus der Geschichte keine Lehren abzuleiten seien, widerlegt Carr dabei ex negativo durch eine Vielzahl älterer sowie neuerer Beispiele der Geschichte (von den Römern bis ins 20. Jahrhundert hinein).⁴⁹ In einem Prozess der Wechselwirkung dient die Geschichte dabei nicht nur dazu, „die Gegenwart im Licht der Vergangenheit“, sondern auch „die Vergangenheit im Licht Gegenwart“ besser zu verstehen.⁵⁰ In diesem Sinne beruhe die Behauptung, die Geschichte könne keine Vorhersagen treffen, drittens, auf der Fehlannahme, dass die (Natur-)Wissenschaften dies könnten. Denn die Induktion führe „logisch gesehen [auch] nur bis zur Wahrscheinlichkeit“. Zwar könnten weder die (Natur-)Wissenschaften noch die Geschichte konkrete Ereignisse vorhersagen, doch könnten beide auf Grundlage von Verallgemeinerung Tendenzen für mögliche, zukünftige Ereignisketten aufzeigen. Weder in Ziel noch in Methode würde sich die Geschichte hier wesentlich von den (Natur-)Wissenschaften unterscheiden; wenn auch – das betont Carr ausdrücklich – die Folgerungen des Naturwissenschaftlers die des Historikers an Genauigkeit übertreffen würden.⁵¹ Doch sollte man dabei, viertens, die Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen Beobachter und Beobachtetem stets kritisch überprüfen. Denn während für den Historiker offenbar sei, dass sich sein Blickpunkt „von keiner seiner Beobachtungen trennen“ lieÙe, sei eine strikte Trennung von Subjekt und Objekt bei den Naturwissenschaftlern sehr fraglich – ja schlicht falsch.⁵² Das heißt: Das Verhältnis von Forscher und zu Erforschendem mag in der Geschichte zwar enger sein, ein „gewisses Ausmaß an gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten“ von Subjekt und Objekt würden heute jedoch auch die Naturwissenschaften stets anerkennen und in den Erkenntnisprozess miteinbeziehen – die strikte

Trennung von Subjekt und Objekt existiert keinesfalls mehr.⁵³ Fünftens dürfe die Geschichte ebenso wenig wie die (Natur-)Wissenschaften als Spiel verstanden werden, zu dem – je nach Bedarf – ein Joker hinzugezogen werden könne. Im Bereich der Geschichte sei etwa die Religion sowie die Moral immer wieder zur Erklärung herangezogen worden, doch müsse sowohl die Geschichtswissenschaft als auch die Naturwissenschaften den Anspruch haben, ohne diese Joker auszukommen. Keinesfalls sei es die Aufgabe des Historikers, das (Privat-)Leben von Personen „moralisch zu beurteilen“. Zwar bringe die historische Interpretation, so Carr, stets ein moralisches Urteil mit sich. Doch ginge es dabei um die Beurteilung von Institutionen, Ereignissen und politischen Richtungen und nicht um die Verurteilung der selbigen auf Grundlage der eigenen Normen und Wertvorstellungen.⁵⁴

Im Fazit zu seinem dritten Kapitel betont Carr zunächst, dass das Wort Wissenschaft eine derartige „Vielzahl verschiedener Verfahrensweisen“ bezeichne, dass eine Trennung der verschiedenen Wissenschaftsbereiche kaum möglich und im Sinne strikter Kategorisierung auch kaum sinnvoll sei. Interessanterweise berichtet er hier auch von den Wurzeln dieser Entwicklung: Der Versuch, die Geschichte aus dem Kanon der Wissenschaften auszuschließen, sei nämlich einst nicht von Naturwissenschaftlern, sondern von Historikern und Philosophen betrieben worden; sie hätten ihrer Zugehörigkeit zur *litterae humaniores* Ausdruck verleihen wollen. Der oben geschilderte Streit in fünf Argumenten beruhe dementsprechend auf alten Vorurteilen, die einst die „klassische Philologie“ und die „Geschicklichkeit der Techniker“ geschieden hätten.⁵⁵

Im vierten Teil seines Werkes befasst sich Carr dann mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung in der Geschichte.⁵⁶ Statt den Fehler zu begehen, Feststellungen anzubieten, die zwar stimmen, aber nichts erklären, sollte es dem Historiker darum gehen, Geschichte als ein Studium der Ursachen zu betreiben und dabei „ständig neue Antworten auf die Frage nach dem *Warum*“ anzuhäu-

fen“.⁵⁷ Diese Vielfalt der Ursachen müsse daraufhin hierarchisch geordnet werden, um somit das Verhältnis der Ursachenreihen zueinander festzulegen; erst hierin läge die Interpretation eines Themas. In diesem „dualistische[n] und anscheinend widersprüchliche[n] Prozeß“⁵⁸ zwischen Häufung der Ursachen und dem Mittel der Vereinfachung, zwischen Ordnung und Hierarchisierung sieht Carr nicht nur die Aufgabe des Historikers, sondern zugleich auch den Fortschritt der Geschichtsforschung als Wissenschaft. Dass dieser Interpretationsvorgang zwangsweise vom Zeitgeist, Forschungsströmungen oder normativen Werturteilen beeinflusst wird, räumt der Autor dabei implizit ein. Nur der Historiker, der sich seiner eigenen Standortgebundenheit bewusst ist, kann in seiner Arbeit hierüber hinausgelangen.⁵⁹

Im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung widmet sich Carr dann gewissermaßen den Extrempolen dieser Beziehung: Einerseits dem Determinismus und andererseits dem Zufall in der Geschichte.⁶⁰

Den Determinismus versteht er dabei als „den Glauben [...], daß alles, was geschieht, eine oder mehrere Ursachen hat und sich nicht anders hätte zutragen können, es sei denn, in der oder den Ursachen hätte sich ebenfalls etwas geändert.“⁶¹ Dieses Problem sei aber nicht exklusiv auf die Geschichte bezogen, sondern gelte für das gesamte menschliche Verhalten: Menschliche Handlungen ohne Ursachen seien laut Carr nichts weiter als Abstraktionen. „Das logische Dilemma von Willensfreiheit und Determinismus“, das die Geschichtsphilosophen Isaiah Berlin und Karl Popper in diesen Zusammenhang zu erkennen glauben, bestreitet Carr. Denn jede menschliche Handlung sei sowohl frei als auch determiniert. Die Suche nach den Ursachen entbinde den Historiker zudem nicht von seiner Verpflichtung eines moralischen Urteils, denn, wie Carr treffend zusammenfasst, „Ursache und moralische Verantwortung sind zwei verschiedene Kategorien“.⁶² Während diese eher anthropologisch-empirisch gestützten Ansätze gegenüber den stark theorieverhafteten Ideen eines Berlin oder Popper durchaus als praktisches Arbeitsmodell des Historikers dienen kön-

nen, verrennt sich der Autor in seiner weiteren Argumentation. So nimmt sich Carr die (durchaus sinnvolle) Diskussion, ob die Vokabel „unvermeidlich“ für historische Darstellungen tragbar sei, zum Anlass, um sein eigenes wissenschaftliches Steckenpferd – die russische Revolution⁶³ – mit in die Betrachtung einzubeziehen. Das heißt: Indem er diese mit weiter in der Vergangenheit liegenden Ereignissen, hier den Rosenkriegen und der normannischen Eroberung Englands, vergleicht, meint Carr darlegen zu können, dass die Frage nach der Vermeidbarkeit bei der russischen Revolution durchaus legitim sei. In den anderen Beispielen sei die Frage hingegen illegitim; über sie schreibe der Historiker stattdessen „als ob das, was geschah, tatsächlich hätte geschehen müssen.“ Doch auch die Erforschung der weiter entfernten Vergangenheit benötigt die Frage nach dem Warum, die Häufung der Ursachen und die Hierarchisierung der Ursachen zum Zwecke der Interpretation. Wer über die Vergangenheit schreibt, als hätte sie geschehen müssen, der macht sich eines Determinismus schuldig, dem auch der Autor vehement widersprechen würde. Geblendet von seiner eigenen zeitgeschichtlichen und sicherlich kontroversen Forschung schießt Carr jedoch über das Ziel hinaus. Ein wenig mehr Bewusstsein für seinen Platz im Prozessionszug der Geschichte hätte ihm hier nicht geschadet.⁶⁴

Im weiteren Verlauf des Kapitels widmet der Autor sich dann dem Zufall in der Geschichte: Dem, wie er sagt, zweiten Problem im Gleichnis von Ursache und Wirkung.⁶⁵ Statt die Geschichte als „eine Reihe durch zufällige Koinzidenzen determinierter Ereignisse“ zu betrachten und sie „somit lediglich rein zufälligen Ursachen zuzuschreiben“⁶⁶, möchte Carr, dem irischen Historiker John Bagnell Bury folgend, den Zufall in der Geschichte als eine „Kollision zweier voneinander unabhängiger kausaler Ketten“⁶⁷ verstanden wissen. Da also auch hier eine Ursache-Wirkung-Wechselbeziehung besteht, sei es die Aufgabe des Historikers, das bisher als zufällig betrachtete, rational und sinnvoll in die eigene Interpretation zu integrieren. Wer hingegen den Zufall lediglich als Maß der Unwissenheit bezeichne, mache sich „intellektueller Faulheit“ schuldig.⁶⁸ Wie lassen sich diese –

im Sinne Carrs – zufälligen Kausalketten aber nun in die rationale Interpretation der Geschichte eingliedern? Entscheidend für ihn ist hierbei die Zweckrationalität der Erklärung. Während Zufälle nicht verallgemeinerbar seien, ließen sich rationale Ursachen potentiell auch auf andere Kontexte übertragen und würden somit zu fruchtbaren Verallgemeinerungen führen. Die Geschichtswissenschaft solle demnach – und so schließt Carr seine Gedanken zu seinem vierten Thema – „unser Verständnis für die Vergangenheit im Licht der Gegenwart und für die Gegenwart im Licht der Vergangenheit fördern“.⁶⁹

In seiner fünften Vorlesung widmet sich Carr nun der „Geschichte als Fortschritt“.⁷⁰ Das Verlangen der Menschen nach Interpretation bzw. einem Sinn der Geschichte, habe beginnend mit der Aufklärung zu einem Glauben an den Fortschritt geführt. Die Anhänger dieses Kultes waren der Ansicht, dass mit jeder Generation „das Ziel der Vollkommenheit der menschlichen Verhältnisse“ progressiv näher rücken würde. Doch im 20. Jahrhundert sei dieser Glaube nun erschüttert.⁷¹ Als Grund hierfür sieht Carr die Verlagerung des Machtzentrums vom anglo-europäischen Raum in andere Regionen der Welt; denn in den alten Machtzentren der Welt führe der relative Macht- bzw. Bedeutungsverlust dazu, die Fortschrittshypothese zu hinterfragen oder gar als widerlegt zu betrachten. Carr hält dem jedoch entgegen und bestreitet, dass der *Fortschritt* in der Geschichte, den er dafür eigens (um-)definiert, zu einem Ende gekommen sei: So sei Fortschritt ein Prozess in dem von Generation zu Generation erworbene *Geschicklichkeiten* weitergegeben würden. Entscheidend dabei sei, dass man weder ein Anfang noch ein Ende dieses Prozesses bestimmen könne und dieser nie geradlinig verlaufe; Rückschritte, Umwege oder Brüche seien also nicht nur möglich sondern Teil des Prozesses. Zudem sei Fortschritt nichts, was bewusst von den Menschen vorangetrieben werden würde, sondern etwas, was der der Historiker im Nachhinein als Fortschritt interpretieren könne.⁷² Mit dieser nicht linearen, abstrakten und auf die Zukunft gerichteten Definition schafft Carr es nicht nur, die Vorstellung an einen Glauben vom

linearen, automatischen und unvermeidbaren Fortschritt zu umgehen, sondern auch das (wohl) zentrale Problem der (Geschichts-)Wissenschaft zu diskutieren: Die „Klux der Objektivität“⁷³.

Zunächst hält Carr fest, dass es seinem Verständnis nach keine Objektivität der Fakten geben könne, da die Fakten „nur dank der Bedeutung, die ihnen der Historiker beimißt, zu historischen Fakten werden.“ Wollte man den konventionellen Begriff aber weiterhin nutzen, so könne stattdessen lediglich von einer Objektivität „der Relation zwischen Tatsache und Interpretation, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ die Rede sein.⁷⁴ Doch was bedeutet diese abstrakte Definition für den Arbeitsprozess der geschichtswissenschaftlichen Praxis? Für Carr beginnt die Arbeit des Historikers zunächst mit einem Ziel; dieses könne zwar selten klar definiert werden, gebe seiner Untersuchung aber stets ihre Richtung. Erst vor diesem Hintergrund sei es dem Historiker dann möglich, einen Bedeutungsmaßstab für seine Interpretation zu finden, der gleichzeitig als sein Objektivitätsmaßstab verstanden werden müsse – er ermögliche es, zwischen Relevantem und Irrelevantem zu unterscheiden.⁷⁵ Einen objektiven Historiker zeichne dabei aus, dass er sich einerseits „über die begrenzte Sicht seiner eigenen Situation in der Gesellschaft und in der Geschichte“ erheben könne und er andererseits die Fähigkeit besäße, „seine Sicht auf solche Weise in die Zukunft zu projizieren, daß er dadurch zu einer tieferen und anhaltenderen Einsicht in die Vergangenheit“ gelangen könne. Diesen Weitblick oder – wie Carr es später bezeichnet – Richtungssinn benötigt der Historiker, um Geschichte sinnvoll zu erfassen und zu schreiben. Seine bisherige Geschichtsdefinition verwandelt sich an dieser Stelle in „einen Dialog zwischen den Ereignissen der Vergangenheit und den progressiv auftauchenden zukünftigen Zielen“.⁷⁶ Die Übertragung seines Fortschrittskonzepts auf die Objektivität in der Geschichtswissenschaft gipfelt dann darin, dass er eine in der Zukunft liegende letzte Objektivität als Prüfstein für unsere Interpretation der Vergangenheit einführt. In diesem Sinne sei die Geschichtswissenschaft eine progressive Wissenschaft. Von wie auch immer gearteter Objektivität

im konventionellen Sinn kann hier allerdings nicht die Rede sein. Denn auch Carr (wie vielen vor und vielen nach ihm) gelang es nicht, einen handfesten Ankerpunkt der Objektivität zu finden. Das muss und kann es aber auch gar nicht! Stattdessen spricht einmal mehr Carrs zweckorientiertes und wohl aus der diplomatischen Praxis gewonnenes Geschichtsverständnis zum Leser: Der Historiker ordnet und interpretiert die Ereignisse der Vergangenheit und der Staatsmann nutzt dies, um „die menschlichen Energien in der Gegenwart mit einem Ausblick auf die Zukunft freizusetzen und zu organisieren.“⁷⁷

Eventueller Kritik an seiner in die Zukunft verlagerten Beurteilung von Geschichte begegnet Carr im Folgenden prophylaktisch. Dem Einwand beispielsweise, dass „der Erfolg das letzte Kriterium für das Urteil“⁷⁸ sei, widerspricht er. Vielmehr habe der „Historiker mit denjenigen zu tun, die [...] etwas geleistet haben“; ganz gleich ob es sich um „Sieger oder Besiegte“ handle.⁷⁹ Statt von Erfolg wolle Carr zudem vom *praktisch Wirksamsten* sprechen. Dieser Ausdruck bringe stärker zur Geltung, dass es kein Prinzip gebe, das universale Gültigkeit beansprucht. Einmal mehr kommt dabei seine Vorstellung von Objektivität in der Geschichtswissenschaft zum Vorschein, „die nicht auf einem festen und unbeweglichen Maßstab der Beurteilung“ beruht, sondern „auf einem Maßstab, der in die Zukunft gelegt wird und sich in dem Maß entfaltet, als der Lauf der Geschichte fortschreitet.“⁸⁰ Carrs Idee von Geschichtswissenschaft befindet sich im Fluss. Sie basiert auf dem Glauben, „daß wir von irgendwoher gekommen sind und irgendwohin gehen“⁸¹ – er nennt es Fortschritt.

Die Überschrift des sechsten Kapitels, „Der Horizont erweitert sich“, klingt poetisch. Sie weckt Erwartungen beim Leser, die Carr jedoch nicht zu halten vermag. Schon der erste Satz gleicht mehr einer Binsenweisheit, als tatsächlicher Erkenntnis. Denn der Hinweis, er habe im Laufe seiner Vorlesungen eine Geschichtsauffassung vertreten, der zufolge Geschichte ein „in ständiger Bewegung begriffen[er] Prozeß [... sei], in dem sich der Historiker mit fortbewegt“ wirkt heute eher staubig,

wenig neu. Doch sollte man mit Carr nicht vorschnell und derartig hart ins Gericht gehen – darf man doch nie vergessen, dass es erst jener Prozess ist, der uns zu einer solchen rückblickenden Bewertung führen kann. Widmen wir uns also zunächst noch einmal Carr und seinen „abschließenden Reflexionen über die Stellung der Geschichte und des Historikers“ in seiner Zeit: Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges spricht er zwar zunächst von einer Welt, die am Rande einer globalen Katastrophe stehe. Doch macht er darauffolgend für die Mitte des 20. Jahrhunderts einen Wandlungsprozess aus, „der an Tiefgang und Breitenwirkung alles übertreffen dürfte“, was seit dem Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit im 15. / 16. Jahrhundert geschehen sei.⁸² Dieser Wandel habe zwei Aspekte, die er im Folgenden erörtert: Erstens der Wandel in der Tiefe und zweitens der Wandel in der Breite bzw. „der geographischen Ausdehnung“.⁸³

Zum ersten – dem Wandel in der Tiefe: Geschichte, so Carr, habe (erst) angefangen, als die Menschen den Ablauf von Zeit nicht mehr als natürlichen Zyklus sondern als Abfolge spezifischer Ereignisse auffassten, „an denen sie bewußt teilhaben [und] die sie bewußt beeinflussen“ könnten. Erst der aufklärerischen Vernunft sei es zu verdanken, dass der Mensch ein Geschichtsbewusstsein entwickelt habe und einen (vollkommenen) Bruch mit der Natur vollziehen konnte. Das entscheidende der gegenwärtigen Zeit – Mitte des 20. Jahrhunderts – sei es nun, dass sie „das stärkste historische Bewußtsein“ habe. Die im 18. Jahrhundert angestoßene Entwicklung des menschlichen (Selbst-)Bewusstseins sei dabei nicht nur der entscheidende Wandel der modernen Welt, sondern darunter sei eben jener Wandel (der Wandel in der Tiefe) zu verstehen, den Carr hier in seiner historischen Entwicklung skizziert.⁸⁴ Besonders Descartes und Rousseau hätten sich hier verdient gemacht, da ihre Schriften es waren, dank derer die Aufklärung – und damit letztlich das menschliche (Selbst-)Bewusstsein – eine neue Dimension erreichte. Gesellschaftspolitisch habe sich dies dann in den Revolution der Zeit manifestiert; philosophisch vor allem in Hegels Theorien. Insgesamt könne man die wichtigsten Stationen

der fortschreitenden Bewusstwerdung des Menschen (unter anderem) an der Entwicklung von Smith, über Marx und Lenin bis hin zu Freud nachzeichnen.⁸⁵ Während Carr seine – zum Teil sehr ermüdende – Aufzählung weiterer bedeutender Philosophen und Übergangssymptome fortsetzt⁸⁶, denen der Übergang zur zeitgenössischen, durch Vernunft aufgeklärten Welt zu verdanken sei⁸⁷, fokussiert er im Wesentlichen wieder die Gesellschaft und das Individuum. Beides habe sich in jüngster Zeit signifikant verändert; entsprechende Indizien würden sich in nahezu allen Bereichen des Lebens festmachen lassen. Insgesamt müsse der Wandel in der Tiefe – sprich die Entwicklung sowie der Gebrauch der Vernunft – „als außerordentliches Beispiel für den Fortschritt in der Geschichte“ verstanden werden.⁸⁸

Zum zweiten – dem Wandel in der Breite bzw. der geographischen Ausdehnung: Zwar habe sich die Gestalt der Welt schon einmal, mit der Entdeckung der neuen Welt und einer entsprechenden „Verlagerung des Weltschwerpunkts“ im 15. / 16. Jahrhundert, entscheidend verändert. Doch seien die Veränderungen – ja die Revolution –, die das 20. Jahrhundert mit sich brachte, „wesentlich einschneidender [gewesen] als alles, was seit dem 16. Jahrhundert geschah“.⁸⁹ Denn der Schwerpunkt der Welt habe sich in den vergangenen 400 Jahren nicht nur von (West-)Europa nach Nordamerika, verschoben, sondern würden nun auch der asiatische und afrikanische Kontinent zunehmend in den geopolitischen Mittelpunkt rücken. Möglich geworden sei dies durch die Ausbreitung der Vernunft in jene Regionen: Moderne Technologien, industrielle Prozesse, beginnendes Bildungswesen sowie politisches Bewusstsein hätten das Gesicht Asiens und Afrikas verändert. Diese (Weiter-)Entwicklung der Welt müsse man begrüßen – die neuen Kontinente sowie ihre Völker, Gruppen und Klassen, mit in die historische Betrachtung einbeziehen; keinesfalls dürfe man „in einer lähmenden Sehnsucht nach Vergangenheit“ versinken und die Rolle der englischsprachigen Länder in der Welt entsprechend überbewerten.

Zum Abschluss – auf den letzten Seiten der sechsten Vorlesung – erfahren wir nun mehr denn je vom Menschen Carr. Denn angesichts der von

ihm skizzierten, sich wandelnden Welt, bemüht sich Carr zwar um ein politisches Schlusswort, dem zufolge man sich weder dem Fortschritt noch radikalen Ideen verschließen und optimistisch in die sich im Wandel befindliche Welt blicken solle. Doch klammert er sich dabei derart stark an *seinen* Revolutionsbegriff und damit an *sein* Geschichtsverständnis, dass er anstelle eines (für folgende Historiker-Generationen gegebenenfalls nachhaltigen) Fazits seiner Abrechnung mit Acton, Namier, Trevor-Roper, Oakeshott, Morison und Popper Raum gibt. Dabei bleibt Carr zwar durchaus bemüht, ihnen neben Kritik auch Lob auszusprechen, doch resümiert er, dass (ihnen) „das Wissen um eine in ständiger Bewegung befindlichen Welt verlorengegangen“ sei.⁹⁰ Im Kontrast zu seinen eigenen Ausführungen, denen zufolge Wandel sowohl Leistung als auch Möglichkeit und Fortschritt bedeute, sei man eher geneigt, Wandel „als einen Gegenstand der Angst“ aufzufassen. Er hingegen wolle dieser Blindheit nicht verfallen, sondern – im Gegenteil – Optimist bleiben: „ich werde hinausschauen in eine Welt [...], die in den Wehen liegt, und ich werde mit den abgedroschenen Worten eines großen Wissenschaftlers antworten: ‚Und sie bewegt sich doch.‘“⁹¹

...

Carr mag zwar durchaus ein (theoretischer) Vor-denker seiner Zeit und sein Werk ein Meilenstein der (britischen) Geschichtswissenschaft gewesen sein, doch bleiben beide inhaltlich sowie methodisch gänzlich ihrer Zeit verhaftet. Rückblickend muss man – und damit kommen wir zu unseren abschließenden Bemerkungen – zu Carrs 1961 erstmals veröffentlichten „What is history?“ folgendes anmerken:

Von sich selbst mag Carr zwar gesagt haben, dass er – ganz im Sinne seiner Definition von *Fortschritt*⁹² – in eine zukünftige Welt hinausschauen wolle⁹³, doch war auch er „nur“ ein Historiker. Anders ausgedrückt: Auch Carr marschierte (lediglich) im Prozessionszug der Geschichte und wandte sich dabei gelegentlich nach links und rechts, vor allem aber rückwärts⁹⁴; meist, um seine Kollegen kritisch zu beäugen. Oft kommen seine

Ausführungen – und auch das ist eine Marotte jener Zeit – einem wahren *Namedropping* gleich; dabei legen nicht nur Carrs Anmerkungen, sondern auch die zahlreichen Verweise im Haupttext jenes Rohmaterial offen, das die Grundlage seiner Antwort auf die Frage, was Geschichte sei, bildet.⁹⁵ Oft verschwimmt dabei die Grenze zwischen Fremd-Zitat und Eigen-Meinung. Carrs Werk gibt somit zwar durchaus eine Antwort auf die titelgebende Frage, doch sollte man die Ausführungen des ehemaligen Diplomaten sehr aufmerksam lesen; nur dann lässt sich das Rätsel, ob man nun gerade Carr oder eben doch Marx, Popper oder Hegel liest, entschlüsseln. Um das klarzustellen: Weniger sollen die vorangegangenen Anmerkungen explizite Kritik sein, als vielmehr ein Hinweis. Der Hinweis eben darauf, dass Geschichtsschreibung nur dann wahre – ja gar „große“ – Geschichtswissenschaft ist, wenn der Historiker „durch Einsicht in die Probleme der Gegenwart erleuchtet“⁹⁶ in die Vergangenheit zurückblickt.

Edward Hallett Carr ist somit zwar einer der interessant(est)en (britischen) Denker des 20. Jahrhunderts, doch glaubte er klassisch viktorianisch eben doch noch daran, dass Objektivität und historische Wahrheit möglich wären; auch wenn er uns mit seinen zahlreichen Beispielen sowie den vehementen Erklärungs- und Definitionsversuchen vom Gegenteil überzeugen wollte.⁹⁷ Daraus folgt jedoch nicht, dass Carr und sein Werk heute – im 21. Jahrhundert – veraltet seien. Im Gegenteil: Hat Carr doch gelehrt, dass alle Fakten der Vergangenheit, die der Historiker in (s)eine historische Darstellung einfließen lässt, nicht nur kreativ – im Sinne von Interpretation – sondern eben stets auch kritisch studiert werden sollten. Man muss Edward Hallett Carr somit nicht in allem zustimmen, was er schrieb – zum (Nach-)Denken über das historische Handwerk regt er auch heute noch an. In diesem Sinne hat sein Werk kaum an Aktualität verloren.

Weblink zum Projekt „Altes, Neues, Geniales“

Leibniz Universität Hannover, Historisches Seminar, Im Moore 21, 30167 Hannover.

Christopher Folkens <christopher.folkens@hist.uni-hannover.de>

Daniel Kaune <daniel.kaune@hist.uni-hannover.de>

¹ REICHMAN, Henry, Rezension zu: Haslam, Jonathan: *The Vices of Integrity*: E. H. Carr, 1892-1982, London – New York 2000, in: H-Russia, H-Net Reviews, Januar 2002: www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=5801, Zugriff am 22.09.2016.

² MUNSLOW, Alun, Rezension zu: Carr, Edward Hallett: *What is history?*, Basingstoke u.a. 21987, in: Emily Morrell u.a. (Hrsg.): *History in focus*, Bd. 2: *What is history?*, November 1997: www.history.ac.uk/ihr/Focus/Whatishistory/carr1.html, Zugriff am 22.09.2016.

³ Vgl. DAVIES, Robert William, Edward Hallett Carr 1892-1982, in: *Proceedings of the British Academy* 69 (1983), S. 475f.

⁴ Vgl. HASLAM, Jonathan, E.H. Carr's Search for Meaning, 1892-1982, in: E. H. Carr. *A Critical Appraisal*, hrsg. v. Michael Cox, Basingstoke – New York 2000, S. 22.

⁵ Vgl. CARR, Edward Hallett, *An Autobiography*, in: E. H. Carr. *A Critical Appraisal*, hrsg. v. Michael Cox, Basingstoke – New York 2000, S. XV.

⁶ Wenngleich Carr verbittert einräumt, dass in seiner Funktion als Experte für Russland bei der Friedenskonferenz „nothing that I did or wrote had any importance at all“, vgl. Ebd.

⁷ Vgl. DAVIES, Edward Hallett Carr, S. 485.

⁸ Vgl. Ebd., S. 487 und CARR, *An Autobiography*, S. XIX.

⁹ Vgl. DAVIES, Edward Hallett Carr, S. 491.

¹⁰ Vgl. Cox, Michael, Introduction: E.H. Carr – a Critical Appraisal, in: E. H. Carr. *A Critical Appraisal*, hrsg. v. Dems., Basingstoke – New York 2000, S. 1.

¹¹ Vgl. CARR, *An Autobiography*, S. XV.

¹² Vgl. DAVIES, Edward Hallett Carr, S. 502.

¹³ Vgl. REICHMAN, Rezension.

¹⁴ Vgl. CARR, Edward Hallett, *Was ist Geschichte?* (aus d. Engl. übers. v. Siglinde Summerer und Gerda Kurz), Stuttgart 1981, S. 7.

¹⁵ Vgl. Ebd., S. 7/8; Zitat: S. 8.

¹⁶ Vgl. Ebd., S. 7-30 (=Kap.1).

¹⁷ Vgl. Ebd., S. 10-12; Zitat: S. 10.

¹⁸ Vgl. Ebd., S. 12/13; Zitat: S. 12. Später ergänzt Carr: „Der Historiker muß die Fakten, ob sie nun durch Dokumente belegt sind oder nicht, erst einem Prozeß unterziehen, ehe er sie verwenden kann: ihre Verwendung aber ist [...] der Prozeß in seinem Vollzug.“ (Ebd., S. 16)

¹⁹ Vgl. Ebd., S. 21/22; Zitat: S. 22.

²⁰ Vgl. Ebd., S. 22-26; Zitat: S. 26.

²¹ Vgl. Ebd., S. 26-28; Zitat: S. 27.

²² Ebd., S. 29. Weiter schreibt er ebenda, dass man „die Fakten der Vergangenheit [dann] nur [benutzen würde], um irgendein Geschreib, das nichts mit Geschichte zu tun hat, mit Stickerei zu verzieren.“

²³ Vgl. Ebd., S. 29/30; Zitat: S. 30.

²⁴ Vgl. Ebd., S. 31-54 (=Kap. 2).

²⁵ Ebd., S. 31.

²⁶ Ebd., S. 34.

²⁷ Vgl. Ebd., S. 35/36.

²⁸ Ebd., S. 40.

²⁹ Vgl. Ebd., S. 35-44.

³⁰ Ebd., S. 44f.

³¹ Vgl. Ebd., S. 52-54; Zitat: S. 54.

³² Ebd., S. 46.

³³ Ebd., S. 45.

³⁴ Ebd., S. 49.

³⁵ Ebd., S. 51.

³⁶ Vgl. Ebd., S. 44-51.

³⁷ Ebd., S. 54.

³⁸ Ebd., S. 72.

³⁹ Vgl. Ebd., S. 55.

⁴⁰ Vgl. Ebd., S. 55-85 (=Kap. 3).

⁴¹ Zu den fünf Thesen bzw. Einwänden, warum man Geschichte nicht als Wissenschaft bezeichnen sollte: Vgl. Ebd., S. 61. Zur Untersuchung der Aspekte im Detail: Vgl. Ebd., S. 61-82.

⁴² Vgl. Ebd., S. 55-60.

⁴³ Vgl. Ebd., S. 55/ 56; Zitate: S. 57.

⁴⁴ Ebd., S. 27.

⁴⁵ Ebd., S. 59.

⁴⁶ Vgl. Ebd., S. 57-60. Beispiele für solche Hypothesen (sowie deren Überprüfung und Weiterentwicklung) in der Geschichtswissenschaft seien die epochalen und geographischen Einteilungen der Geschichte. Beide stellen lediglich eine Hypothese dar, deren Gültigkeit von der Interpretation des jeweiligen Historikers (sowie seiner Fragestellung und Herangehensweise) abhängt; vgl. Ebd., S. 59/60.

⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 60/61.

⁴⁸ Vgl. S. 61-65; Zitat: S. 62. Etwas poetisch formuliert Carr auch: „die Geschichte gedeiht auf dem Boden von Verallgemeinerungen.“ (Ebd., S. 63)

⁴⁹ Vgl. Ebd., S.65/66; Zitat: S. 65

⁵⁰ Vgl. Ebd. S. 66.

⁵¹ Vgl. Ebd., S. 66-68; Zitat: S. 67.

⁵² Vgl. Ebd., S. 68-70; Zitat: S. 69.

⁵³ Vgl. Ebd., S. 70-72; Zitat: S. 72. Die strikte Trennung zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt sei allenfalls eine philosophische Modellkonstruktion des 17., 18. und 19. Jahrhunderts (vgl. Ebd., S. 71).

⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 72-82; Zitat: S. 74.

⁵⁵ Vgl. Ebd., S. 83-85; Zitat: S. 83.

⁵⁶ Vgl. Ebd., S. 86-106 (=Kap. 4).

⁵⁷ Ebd., S. 89. Statt dem Paradoxon Carrs zu folgen, der von Erklärungen spricht, die nichts erklären (vgl. Ebd., S. 86), wird hier stattdessen der – unserer Ansicht nach – passendere Begriff „Feststellungen“ genutzt.

⁵⁸ Ebd., S. 90.

⁵⁹ Hier sei an seine Ausführungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Individuum erinnert; Vgl. CARR, *Was ist Geschichte?*, S. 31-54 (=Kap. 2).

⁶⁰ Die Arbeiten der Geschichtsphilosophen Isaiah Berlin und Karl Popper, veranlassten Carr dazu, sich diesen „interessanten Ablenkungsmanövern“ zu widmen. Berlin und Popper kritisierten die Geschichtsphilosophie eines Hegel und Marx dafür, dass sie Kausalität in den menschlichen Handlungen sähe und dadurch „die menschliche Willensfreiheit implizite verneine“. Somit würde der Historiker dazu ermuntert werden, seiner Verpflichtung eines moralischen Urteils nicht nachzukommen. (Vgl. Ebd., S. 90f.)

⁶¹ Ebd., S. 91.

⁶² Vgl. Ebd., S. 91-93; Zitate: S. 93.

⁶³ Vgl. dazu auch die Einleitung dieser kritischen Zusammenfassung / Buchbesprechung.

⁶⁴ Vgl. Ebd., S. 94-96; Zitat: S. 95.

⁶⁵ Vgl. Ebd., S. 96-105.

⁶⁶ Beide Zitate: Ebd., S. 96.

⁶⁷ BURY, John Bagnell, *The idea of progress. An inquiry into its origin and growth*, London 1920, S. 303/304: „It is clear that the whole history of man has been modified at every stage by such contingencies, which may be defined as the collisions of two independent causal chains.“ Oben zitiert nach CARR, *Was ist Geschichte?*, S. 97.

⁶⁸ Vgl. CARR, *Was ist Geschichte?*, S. 99/100; Zitat: S. 100.

⁶⁹ Vgl. Ebd., S. 100-105; Zitat: S. 105.

⁷⁰ Vgl. Ebd., S. 107-130.

⁷¹ Vgl. Ebd., S. 107-109; Zitat: S. 108.

⁷² Vgl. Ebd., S. 109-117; hier speziell S. 111ff.

⁷³ Ebd., S. 117.

⁷⁴ Vgl. Ebd., S. 117/118; Zitate: S. 117.

⁷⁵ Vgl. Ebd., S. 118-120.

⁷⁶ Vgl. Ebd., S. 120/121; Zitate: S. 121.

⁷⁷ Ebd., S. 119.

⁷⁸ Ebd., S. 122.

⁷⁹ Beide Zitate: Ebd., S. 124.

⁸⁰ Ebd., S. 127.

⁸¹ Ebd., S. 130.

⁸² Vgl. Ebd., S. 131-154 (=Kap. 6); Zitate: S. 131.

⁸³ Vgl. Ebd., S. 131/132; Zitat: S. 132. Die Diskussion zum ersten Punkt, dem Wandel in der Tiefe, füllt beinahe 14 Seiten (vgl. S. 132-145); die zum zweiten Aspekt, dem Wandel in der geographischen Ausdehnung, hingegen nur sechs (vgl. S. 145-150). Für ein finales Fazit lässt sich Carr demgegenüber „lediglich“ etwas mehr als vier Seiten Zeit (vgl. S. 150-154).

⁸⁴ Vgl. Ebd., S. 132; Zitate: Ebd.

⁸⁵ Vgl. Ebd., S. 132-138. „Seit Marx und Freud gibt es für den Historiker keine Entschuldigung mehr, [...] sich selbst für eine abgelöstes Individuum zu halten, das außerhalb von Gesellschaft und Geschichte steht.“ (Ebd., S. 137)

⁸⁶ Insgesamt reiht Carr in seinem sechsten Kapitel 22 Historiker, Philosophen und Vor-Denker des 17. bis 20. Jahrhunderts aneinander: René Descartes, Jean-Jaques Rousseau, Alexis de Tocqueville, John E. E. Dalberg-Acton, Georg W. F. Hegel, Abraham Lincoln, Karl Marx, Adam Smith, Wladimir I. Lenin, Sigmund Freud, Thomas R. Malthus, Jacob Burckhardt, Stanley Leathes, Alfred von Martin, John R. Green, Noel Joseph T. M. Needham, Lewis B. Namier, Hugh R. Trevor-Roper, Samuel Morison, Karl R. Popper, Michael J. Oakeshott, Edwin G. Pulleyblank und Wiliam Stubbs (vgl. Ebd., S. 131-154 sowie die zugehörigen Anmerkungen). Da er die Meisten davon namentlich im Haupttext erwähnt, zitiert und diskutiert (ca. 82%) gleicht dieser streckenweise eher einem bunten Potpourri der Geschichtswissenschaft bzw. der Wissenschaftsgeschichte und weniger einem „eigenständigen“ Gedankengut à la Carr.

⁸⁷ Carr definiert die „zeitgenössische Welt“ als „die Ausdehnung der Funktion und Macht der Vernunft auf neue Sphären“ (Ebd., S. 138).

⁸⁸ Vgl. Ebd., S. 139-145; Zitat: S. 145. Weiter auch – als Rückblick auf die vorigen Ausführungen zu „Gesellschaft und Individuum“: Ebd., S. 31-54 (=Kap. 2).

⁸⁹ Vgl. Ebd., S. 145; Zitate: Ebd.

⁹⁰ Vgl. Ebd., S. 150-153; Zitat: S. 153.

⁹¹ Vgl. Ebd., S. 154; Zitate: Ebd.

⁹² Vgl. Ebd., S. 109-117; hier speziell S. 111ff. bzw. S. 7 dieser kritischen Buchbesprechung.

⁹³ Vgl. Ebd., S. 154.

⁹⁴ Vgl. Ebd., S. 35/36. bzw. S. 3 dieser kritischen Buchbesprechung.

⁹⁵ Vgl. dazu bspw. Anm. 85 dieser kritischen Buchbesprechung.

⁹⁶ CARR, *Was ist Geschichte?*, S. 37.

⁹⁷ Vgl. Cox, Introduction, S. 15. Weiter erklärt Cox ebd.: „This is why he [E. H. Carr] cannot, indeed should not, be taken seriously today.“